

## Sonntagspariergang.

### Wider aus stillen Gassen.

Es gibt keine Stadtbahn; die Straßenbahn mit ihrer andauernden Ueberlastung kann nicht zu einer Vormittagspritschahrt verlodern, also unternimmt man einen Gang durch die engere Seimat, das heißt durch den Bezirksteil, in dem man wohnt. Und wie tollsam! Da komme ich jayrelang durch „unser Gassin“, und heute erst, so im gemächlichen Dahinschreiten, fällt mir allerlei auf, für das ich sonst nie einen Blick übrig hatte. Vielleicht macht dies der heitere Morgen, daß die Gasse ein anmutigeres Aussehen hat als sonst an grauen Werktagen. Die alte Gasse im alten Sichtensthal! Draußen, auf den Hauptstraßen, Klingelst, huppt und rattert es, hier aber ist's wie auf einer Wiese; kein Wagencassel, kein Pferdewagenstrappel. Die alten Häuser nehmen sich im Sonnenlicht ganz einladend aus. „Alles, unhygienisches Gerümpel, sagen die einen, „warmstüchiges Bautwerk“ die anderen.

Ich könnte denen entgegenhalten, daß die einformigen Mistkästen, die in spaurigerer Linie so viel Bangenheit ausatmen, wahrlich auch kein schöner Anblick sind, und über die Hygiene der finsternen Gassen manches zu sagen wäre, da ich aber keine Abhandlung über die Zweckmäßigkeit dieser alten Gebäude schreiben, sage ich nur, sie bieten in all ihrer Armlichkeit mehr des Anichmenswertes als die modernen Zinnskalernen. Fast jedes weilt irgendeinen Bierat auf. Hier ist's ein wunderlicher Giebel, da wieder ein in die Augen springender Erker, dort eine kunstvolle Gasse und wieder wo anders ein eingemauertes, merkwürdiges Hauschild. Es geht ein Hauch von Verschaulichkeit von den alten Häusern aus. Wie wenn sie mit den Augen der

„guten alten Zeit“ auf uns hersehenden würden. Als sie jung waren mag ja auch nicht alles Gold gewesen sein was glänzte, durch ihre Tore wird die Sorge oft und oft gegangen sein — ob sie aber solches erlebt wie wir in unserer gepriesenen, modernen, kulturellen Zeit?

Da ist wieder eines der Häuschen abgetragen worden. Der Krieg hat den Aufbau des neuen verhindert und so erfreut sich denn das Gärtlein des angrenzenden Hauses der vollen Freiheit. Die schöne Linde, die dort steht, dehnt sich vor lauter Wohlbehagen und ihre frischen Blätter leuchten im Sonnenschein.

An einer Häuserede hängt der Auslagelast eines Photographen. Was doch die Leute darin, die alle die verlangte freundliche Nische zur Schau tragen, für wohlgenährte Geschichter haben! Sollten die „Gutetroffenen“ lauter Lebensmittelhändler sein? Das Rätsel ist bald gelöst. Die Bilder stammen alle aus dem Jahre 1913. Daher die zufriedenen Gesichter. Ein Schild auf einem langgestreckten einstöckigen Hause bezeugt, daß das hier befindliche Wirtshaus schon im Jahre 1701 gegründet worden ist. Das Haus selbst ist verwittert und dürfte eines von jenen sein, die Johann Thury, kaiserlicher Kammerdiener und späterer Biegelesensbesitzer, hier erbaute und mit denen er den Grund zur Vorstadt Thury legte.

Ich überlege die Akerbachstraße und komme durch die antike Volksmangasse in die frühere Mervorstadt. Für diesen Grund muß Kaiser Josef eine besondere Vorliebe gehabt haben. Hier ließ er die großen Bauten, wie das Allgemeine Krankenhaus, den „Narcenurm“, im Volksmunde „Kaiser Josefs Guggelbühl“, genannt, errichten, ferner das große Waisenhaus. Die Volksmangasse hieß bis vor kurzem noch Waisenhausgasse; das Waisenhaus selbst ist jetzt in ein Priesterseminar umgewandelt worden.

Die alten Bäume im Seminargarten blühen, um die Mauern des gegenüberliegenden Gebäudes der

Konfularakademie rauft sich der wilde Wein, in den hohen Spiegelscheiben lobt das Sonnenfeuer, und die Gasse ist still und menschenleer.

Hinter diesem Gebäude zweigt die Strudelhofgasse ab. Ein Jodill mitten in der Wofsthal. Einige alte Kastaniendäume besähten ein vornehmes Haus. Ruhe und Bornehmheit überall. Selbst die Spanen schreiben hier nicht so ausgelassen wie in den Gassen von Sichtensthal. Die Strudelhofgasse leitet ihren Namen nicht etwa von jener angenehmen Wiener Medispeise, den Strudeln, her, sondern von einem Hofrat Strudel v. Strudenhof, der hier vor mehr als 200 Jahren sich einen Sommerjäh schuf. Wie so viele „an der alten Währingergasse“ sich Sommerjäh anlegten. Und schön mag es damals, hier auf der Höhe, gewesen sein. Unren jag sich die prächtige Hof Alu hin, und die Donau bespülte ihre Ufer.

Ueber eine Stiege, die mit vielem Grün umhüllt ist, kommt man auf die freigelegene Giechsteinstraße. Da ist kürzlich ein alter Garten, der dem Grafen Lam-Gallas gehört, dem Publikum zugänglich gemacht worden. Das ist ein gar wunderbares Stückchen Erde zwischen den hohen Häusern. Eine märchenhafte Ruhe, eine süße, einigländernde Stille weht unter den alten Bäumen. In ein launtes Zimmern nicht sich liebliches Vogelgezwitscher. Hier dürfte die Zeit still geblieben sein, und die Giechstein aus Maria Theresias Tagen raunen und flüstern unter den laubdickeren Ästen.

Einige Schritte und man hält wieder vor einem alten Park, dem Liechtensteingarten. „Der Natur und ihren Verehrern 1814.“ So steht es auf der Säulenreihe des prächtigen Eingangstores. Im Jahre des Wiener Kongresses also widmete Fürst Liechtenstein seinen schönen Garten der Wiener Bevölkerung. Ein volles Jahrhundert später, 1914 — doch lassen wir das. Gehen wir lieber hinein in den Garten. Ein Parterre mit schön verträmmeltem Buchsbaum breitet sich vor dem Barockbau aus, der

so feindlich annutet. Weit springen die charakteristischen Auslaufrohre der Dachrinne vor, von vergangenen Zeiten erzählen die verwitterten Sandsteinfiguren auf den Mauern und mit Zähligkeit klammert sich schwarzer Eisen an alte, riesige Baumleiber. Auch hier stehen die Kastaniendäume in voller Blütenpracht. Der Flieder duftet, der Goldregen hat seine gelben Trauben erschlossen, eine Bluthochzeit hebt sich von einer einformig grauen Delweide vorreihhaft ab und Schornsteinfeger, Finlen und Drosseln scheint es hier so viele zu geben, wie nur wo im Wiener Walde. Den Fartrieden behütet das steinerne Band der grauen Mauer, an deren Außenseite das Wofsthalleben brandet. Man sitzt unter den breiten Kronen so wohlgeborgen, lieft die Zeitung und sinnt über irgend etwas nach.

Berläßt man den Garten, so kommt man in die Porzellangasse. Hier stand einst die berühmte Wiener Porzellanfabrik in der Hofbau. Einige Schritte weiter und man ist schon wieder auf einem anderen „Grund“, dem früheren Akerbach. Da befindet sich der Franz Josef-Bahnhof. Um ihn herum herrscht ein lebhaftes Getöse, obwohl jetzt kein Zug abgelaufen wird. Eine Menge Burtschen treiben hier einen schwaunghaften Handel mit Zigaretten und Tabak, und das Anprellen und die Art, wie dieses geschieht, wirkt widerlich. Auswüchse des Krieges!

Und nun kommen wir über die ehemalige Spittelau wieder ins Sichtensthal. Die roten Kruppen der alten Kirche stehen in der Sonne, und drinnen im Gotteshaus ist feierliches Hochamt. Durch das offene Spornfenster fluten Orgel- und Geigenklänge hinaus in die Gasse und ein prächtiger Daß singt: „Dona nobis pacem!“ Bis uns den Frieden! Solange lange Menschen beten, beten sie um den Frieden. Und können ihn nicht und nicht erlangen . . . Ich bin wieder da, wo ich ausgegangen.

J. V.

11. VII. 1919